



Begleittext zu »Wasser« von Anna Gschnitzer (Autorin)

THE FAMILIES AREN'T ALRIGHT

Als ich meinem damaligen Partner und zukünftigen Vater meines Kindes einen Heiratsantrag gemacht habe – so einen richtigen, so mit romantischem Dinner, tief in die Augen schauen und Händchen halten –, hätte ich im gleichen Atemzug, ohne mit der Wimper zu zucken, meine Unterschrift unter die Petition zur Abschaffung der Ehe gesetzt. Jetzt, nachdem ich die heteronormative Vorstellung von Familie realisiert habe und neben Ehefrau auch noch Mutter geworden bin – was bisher viele Momente der Euphorie und der Liebe wie auch der tiefen Verzweiflung und Überforderung beinhaltet hat –, würde ich die Forderung nach der Abschaffung der Kernfamilie ebenso ausdrücklich unterstützen, wie am Tag meines Heiratsantrages die Abschaffung der Ehe. Aber was soll ich sagen? Ich würde es wieder tun: den Mann heiraten, das Kind kriegen, die Familie gründen. Mein Leben ist, wie das vieler anderer, geprägt von Widersprüchen. Vielleicht liegt das daran, weil wir nicht gelernt haben, Strukturelles und Individuelles zusammenzudenken? Weil wir glauben, unsere individuelle Erfahrung würde sich von den Strukturen, in denen wir leben, abheben?

Die Ehe, wie die Kernfamilie, ist eine solche Struktur, die wir in unseren individuellen Leben nicht als Schablone wahrnehmen. Wir haben ihre Gesetze so stark indoktriniert, dass ihre allumfassende Gewalt, mit der sie unsere Gesellschaft durchdringt und ordnet, undurchsichtig geworden ist, flüssig – etwas, das wir in uns tragen, ohne uns dessen bewusst zu sein.

Die Familie ist wohlgerneht eine patriarchale Struktur. Sie ist der Ort, an dem Sorgeltätigkeit, die sogenannte Hausarbeit, sowie das Kümern um Kinder und andere pflegebedürftige Menschen privatisiert und als unbezahlte Arbeit vorwiegend an weiblich gelesene Personen abgegeben wurde. Sie ist der Ort, an dem Frauen und Kinder zum Besitz ihrer Ehemänner und Väter wurden, in der patriarchale Gewalt möglich und sehr wahrscheinlich ist. Sie ist sogar der Ort, an dem Gewalt am häufigsten und massivsten ausgeübt wird. Die meisten gewaltvollen Übergriffe, Missbräuche, Vergewaltigungen, Femizide finden innerhalb von Familien statt. Natürlich üben auch Frauen in Familien Gewalt aus, in ca. 80 Prozent der Fälle sind allerdings Männer die Täter. Jeden Tag versucht ein Mann seine Partnerin oder Ex-Partnerin umzubringen, jeden dritten Tag gelingt es ihm. Jede vierte Frau ist Überlebende partnerschaftlicher Gewalt. Angesichts dieser Zahlen wurde der unbedachte Slogan »Stay at home, stay safe« während der Pandemie zu einem zynischen Witz. Aber auch, wenn ein zentrales Problem der Kernfamilie die Isolation ist – die Abgeschlossenheit, mit der sie sich in ihren vier Wänden verbarrikadiert, und aus denen heraus niemand etwas gehört haben will –, kann man die Familie nicht als Insel betrachten, sondern als eine Struktur, die sich mit anderen Strukturen verbindet, ein patriarchales Ordnungssystem, eingebettet und verbunden mit vielen anderen patriarchalen Ordnungssystemen.

Ich würde diesen Text gern anders schreiben, offener und die Fakten nicht so akademisch aneinanderreihen, denn dieses Aufdröseln von Information vermittelt (auch mir selbst) das Gefühl, alles über patriarchale Gewalt zu wissen und genau deshalb den



Irrglauben, dass es einem selbst nicht passieren, dass das unmittelbare Umfeld nicht betroffen sein kann – schließlich würde man das ja sofort erkennen. Aber der Grund, warum wir die Gewalt nicht sehen, ist nicht nur, weil wir denken, alles zu wissen, oder stets annehmen, die Ausnahme zu sein – die glückliche, die mit den romantischen Heiratsanträgen und kleinen Babyfüßchen, die noch nie nach Käse gerochen haben, sondern nur nach Feenstaub und Zauberwald –, es ist die Erfahrung, das Erleben von Gewalt selbst, das uns die Sicht verstellt. Während der Arbeit an »WASSER« habe ich erst verstanden, wie sehr sich patriarchale Gewalt über Generationen hinweg in meine Familie eingeschrieben hat, dass auch meine Großeltern Teil der Statistiken waren, dass die Gewalt, die Traumata transgenerational weitergegeben wurden und ich die Erinnerung daran, die Gewalt, wie auch die Heilung (!) in mir trage, aber es nicht sehen konnte oder wollte. Diese Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart ist wichtig, um zu verstehen, wer man ist, und woher die Gewalt, die Wut und die Traurigkeit darüber kommen. Aber es gibt Schutzmechanismen, Verdrängung und Vergessen, egal wie aufgeklärt wir zu sein glauben, egal welche Bilder und Stereotype der vermeintlichen Perfektion wir von uns nach außen transportieren wollen, oder auch, welche Bilder und Stereotype wir übergestülpt kriegen.

Eines dieser Stereotype, mit denen ich es zum Beispiel oft zu tun habe, ist das der »Power-Frau«. Es ist wohl als ein Kompliment gemeint: »Du bist eine von diesen starken Frauen, eine von denen, die sich nichts gefallen lassen.« Was diese Aussagen suggerieren ist, dass es »Frauen« gibt, und »starke Frauen«, und dass letztere die Ausnahme bilden; die, die sich nicht zum Opfer machen lassen. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass all jene, die Gewalt erleben, einfach nicht stark genug waren, keine Power-Frauen, keine *Girl-Bosses* eben. Dieses Denken steckt tief in uns. Auch das ist ein Grund, warum es so verdammt schwierig ist, eine Sprache zu finden, die Gewalt benennt. Es ist die Scham über eine vermeintliche Mitschuld, die uns verstummen lässt und die uns das Patriarchat wie eine physische Reaktion antrainiert hat.

Wenn über häusliche Gewalt gesprochen wird, dann wird reflexartig die Frage gestellt: »Warum ist sie nur so lange geblieben?« Die Frage, warum der Täter sich entschieden hat, Gewalt anzuwenden, bleibt meist ungestellt. Wenn über häusliche und sexualisierte Gewalt gesprochen wird, geht es vorwiegend um Stigmatisierung und Viktimisierung von Menschen, die Gewalt erfahren haben, nicht um die Frage der Verantwortung der Täter, der Mit-Täter, all derjenigen, die die Gewalt erst möglich gemacht haben. Wenn über Prävention von häuslicher und sexualisierter Gewalt gesprochen wird, dann geht es vor allem darum, wie »potentielle Opfer«, also vor allem Frauen und Mädchen, sich vor Gewalt schützen können. Aber warum geht es nicht um diejenigen, die Gewalt ausüben? Warum wird Männern und Jungen nicht beigebracht, Konflikte gewaltfrei zu lösen?



Wenn wir über häusliche Gewalt und Gewalt an Frauen und Mädchen sprechen, kann es nicht immer nur darum gehen, Frauenbilder anscheinend wieder gerade biegen zu müssen. Wir müssen vor allem anfangen, über Männlichkeit zu sprechen! Der Grund, warum es uns so schwerfällt, Männlichkeit und Macht zu thematisieren, bzw. zu kritisieren, ist natürlich der, dass wir bewusst oder unbewusst Angst vor den gewaltvollen Konsequenzen haben, die uns dabei drohen. Gleichzeitig sind Täter nicht immer nur Täter, sie sind oft auch vermeintlich liebevolle Ehemänner, Partner, Väter, Onkel und Brüder oder bemühte Lehrer. Als wäre diese Gemengelage nicht schon kompliziert genug, richtet sich Gewalt oft auch gegen diejenigen, die sie ausüben. Täter sind in den meisten Fällen selbst schon einmal Opfer geworden. Auch das macht es schwierig, Täter als solche zu erkennen. Es sind komplexe Zusammenhänge, die sich auf den ersten Blick anfühlen wie Widersprüche, aber keine sind. Erfahrungen können nebeneinander existieren und sich nicht gegenseitig überlappen oder aushebeln. Man kann an einer Stelle Opfer und an der anderen Stelle Täter*in sein, egal, welchem Geschlecht man sich zugehörig fühlt. Man kann patriarchale Gewalt reproduzieren, ohne sich dessen bewusst zu sein, was die Sache natürlich nicht besser macht. Gleichzeitig wird von Frauen, vor allem wenn sie sich für feministische und aktivistische Themen einsetzen, verlangt, alles richtig zu machen, selbst das allumfassende Bewusstsein zu haben. Dabei erklärt sich das Interesse an einem Thema oft bewusst oder unbewusst aus biographischen Erfahrungen, aber diese so aufzuarbeiten, dass alles für einen selbst gestochen scharf zu erkennen ist, und man dafür Worte findet, ist ein langwieriges Unterfangen. Aber kein aussichtsloses. Die Strukturen, die wir als Individuen in uns tragen und die uns alle miteinander verbinden, sind schwierig zu fassen, sie sind flüchtig. Sie bewegen sich von Generation zu Generation. Und das ist überraschenderweise eine gute Nachricht, denn ihre Beweglichkeit ermöglicht Veränderung. Sie können neue Gestalten annehmen, wie unsere Identitäten, wie unsere Sprache, ohne dass wir die Verbindung, die Erinnerung zu dem oder jenen verlieren, die vor uns da waren. Strukturen, Identitäten und Sprache sind wie das Wasser, aus dem wir einmal gestiegen sind und das wir immer noch in uns tragen, wir können damit auch unsere Wunden waschen.

Anna Gschnitzer